

Mein erster Haß.

Humoreske von W. v. Rabinski.

Wie alle Menschen ihre Fehler und Schwächen haben, so haben auch alle Menschen einen mehr oder weniger entwickelten Sinn für diese oder jene Liebhaberei...

Vor allen anderen Liebhabereien, die auch meinen jugendlichen Sinn erfüllten, war ich am meisten für das Waidwerk besetzt.

Schon in meinem fünfzehnten Lebensjahre war ich in der Schießkunst soweit vorgeschritten, daß ich beim Schießen nach der Scheibe auf zwanzig Schritt Distanz mit einer Ladung Bogendunst stets hieher das Centrum fehlte.

Von Spaten und Krähen war ich sehr gefürchtet. Von letzteren ist es mir zwar niemals gelungen, ein Exemplar zu erlangen, doch tröste ich mich, wußte ich ja doch, daß Krähen Pulver riechen.

An meinem sechszehnten Geburtstag hatte mir mein Vater ein neues Gewehr zum Geschenk gemacht und zwar in Gestalt eines Vorderladers vom besten Kaliber.

Ich hatte mir vorgenommen, den ersten Schuß aus meinem neuen Gewehr bereits an meinem Wiesenfeste zu thun und gleichzeitig einen selbstverlegten Hasen zur Feier des Tages zu beschaffen. Da jedoch die Hasen nicht zum Vorschein kamen, so mußte ich mich mit einem selbstverlegten Hasen zu verhalten.

Ich hatte vor etwa einem Jahre das Glück gehabt, einen Junghasen einzufangen, welchen ich in einem abgeschlossenen Raum mit Stroh und Säben verpflegte. Zu meiner Freude konnte ich bald beobachten, wie Meister Lampe sich von Tag zu Tag immer mehr entwickelte.

Zu diesem Zweck ergriß ich ihn, befestigte eine längere Schnur um seinen Hals, brachte ihn ins Freie und band ihn alsdann an einem Baum fest.

Nachdem ich mein Gewehr herbeigebracht und mit einer harten Ladung Schrot und Pulver versehen hatte, stellte ich mich auf zehn Schritt Distanz überhört hin und — Gewehr, nun thue deine Schuldigkeit, mit diesem Schuß sollst du meinen armen Lampe aus seiner schmachtvollen Gefangenschaft befreien.

Auf einmal stieg ich. Ein Haß kam direkt auf mich zugelaufen, pflanzte sich etwa fünfzehn Schritt von mir entfernt auf und betrachtete mich mit seinen Glotzaugen, offenbar meine Räbe nicht witternd.

In der Angst, den Hasen zu verdrängen, wagte ich nicht, mich zu bewegen. Mein Gewehr hielt ich unter dem Arm. Behutsam, ohne meine Stellung zu ändern, richtete ich den Gewehrlauf auf den Hasen, suchte mit der linken Hand den Hahn zu fassen und drückte auf den Druck und gab, das Gewehr noch immer unter dem rechten Arm haltend Feuer.

Mein Vater kam lachend auf mich zu, reichte mir beide Hände und brach in die mir untergeordneten Worte aus: „Junge! Dieser Schuß war ein Meisterschuß, denn wahrlich ich sage Dir, nicht vielen guten Schützen wird es gelingen, einen gleichen Schuß zu thun!“

Wie alles Unerreichbare oder nicht Erreichte uns den Besitz desselben erst recht begehrenswürdig erscheinen läßt, und wir weder Gefahren noch Strapazen scheuen, um in den Besitz desselben zu gelangen, so erging es auch mir nach jenem verhängnisvollen Schuß.

Bei meinen Geschwistern und Bekannten wurde ich nach dieser Begebenheit oft der Zielpunkt verschiedener Redereien. Selbstredend trugen solche auch nicht wenig dazu bei, mein Verlangen nach nennenswerther Jagdbeute zu steigern.

Wochen waren vergangen, der Winter kam ins Land gezogen und doch immer waren meine Streifereien, die ich öfters auf Wild machte, resultatlos abgelaufen.

Eines Abends, es war Schnee gefallen, ging ich wiederum in den Wald auf den Anstand. Diesmal rechnete ich auf Erfolg, zumal ich einige Abende zuvor eine Anzahl Hasen beobachtet hatte.

Einige Stunden hatte ich auf meinem Posten verharret, doch schien mir auch heute das Glück nicht hold zu sein. Es war bitter kalt, betäubend und jähenmüthig machte ich mich auf den Heimweg.

Kaum war ich einige hundert Schritt gegangen, als ein sonderbares Klagegeschrei an mein Ohr drang. Erschrocken wandte ich meine Schritte dieser Richtung zu, wo die Klage töne sich immer lauter und schneller wiederholten.

Einige Minuten später war ich der betreffenden Stelle so nahe gekommen, daß ich in der Dunkelheit einen Gegenstand zu unterscheiden vermochte, welcher unter kläglichem Geschrei sich auf der Erde herumwälzte, zeitweise auch, einem Gummiball gleich, etwa einen Meter hoch auf und ab hüpfte. Je näher ich kam, desto rasender wurden die Schwingungen und lauter und kläglich das Schreien.

Mein Erschrecken wurde immer größer, ein unheimliches Gefühl beschlich mich, als ich sah, daß der Gegenstand keine Anstalten machte, Feriensgeld zu nehmen.

Da nun aber jedes Ding ein Ende haben muß, sagte auch ich den Entschluß, dieser sonderbaren Sache ein Ende zu machen. Schnell riß ich mein Gewehr von der Schulter, legte an, zielt und drückte los. Ein Blip, ein Knall, und unbeschreiblich war mein Empfinden, als das Ding nunmehr in langen Sägen davon flüchtete und zwischen den Bäumen verschwand.

Obwohl es mich reizte, dieser sonderbaren Erscheinung nachzuforschen, mußte ich meine Ungeduld zügeln. Die Dunkelheit nahm mehr und mehr zu, und mein Auge vermochte keinen Gegenstand zu unterscheiden. Ich merkte mir den Ort und den betreffenden Baum, unter welchem ich die Scene beobachtet hatte, und ging nach Hause.

Am andern Tage machte ich mich bereits in aller Frühe auf, nahm mein Gewehr auf die Schulter und eilte an den betreffenden Ort, um nunmehr der sonderbaren Sache auf den Grund zu kommen.

Am Ziel angelangt, fiel mir die stark beschädigte Rinde des Baumes auf, unter welchem ich die gestrige Scene beobachtet hatte. In dem aufgewühlten Schnee vermochte ich deutlich Abdrücke zu unterscheiden, welche von einem Hasen herrührten. Bei näherer Untersuchung fand ich auch, daß an dem Baum eine Drahtschlinge befestigt war, deren Ende fehlte.

Nun konnte ich mir den ganzen Zusammenhang leicht erklären. Meister Lampe war in eine ihm gelegte Schlinge geraten, und wiederum hatte ich durch mein Tapferkeitsvermögen, und durch meine unnaheabsehbare Kunstfertigkeit im Schießen, einen armen Lampe aus den Klauen des Todes errettet.

Obwohl diese Heldthat recht groß gewesen sein mag, beschloß ich doch darüber gegen Jedermann zu schweigen. Hatte ich doch schon unter den Folgen meiner ersten That zu leiden.

Innerlich meine eigenartige Kunstfertigkeit verwührend, verließ ich den Thawort und schlenderte gedankenlos weiter.

Auf einmal stieg ich. Ein Haß kam direkt auf mich zugelaufen, pflanzte sich etwa fünfzehn Schritt von mir entfernt auf und betrachtete mich mit seinen Glotzaugen, offenbar meine Räbe nicht witternd.

In der Angst, den Hasen zu verdrängen, wagte ich nicht, mich zu bewegen. Mein Gewehr hielt ich unter dem Arm. Behutsam, ohne meine Stellung zu ändern, richtete ich den Gewehrlauf auf den Hasen, suchte mit der linken Hand den Hahn zu fassen und drückte auf den Druck und gab, das Gewehr noch immer unter dem rechten Arm haltend Feuer.

Mein Vater kam lachend auf mich zu, reichte mir beide Hände und brach in die mir untergeordneten Worte aus: „Junge! Dieser Schuß war ein Meisterschuß, denn wahrlich ich sage Dir, nicht vielen guten Schützen wird es gelingen, einen gleichen Schuß zu thun!“

Wie alles Unerreichbare oder nicht Erreichte uns den Besitz desselben erst recht begehrenswürdig erscheinen läßt, und wir weder Gefahren noch Strapazen scheuen, um in den Besitz desselben zu gelangen, so erging es auch mir nach jenem verhängnisvollen Schuß.

Bei meinen Geschwistern und Bekannten wurde ich nach dieser Begebenheit oft der Zielpunkt verschiedener Redereien. Selbstredend trugen solche auch nicht wenig dazu bei, mein Verlangen nach nennenswerther Jagdbeute zu steigern.

Wochen waren vergangen, der Winter kam ins Land gezogen und doch immer waren meine Streifereien, die ich öfters auf Wild machte, resultatlos abgelaufen.

Eines Abends, es war Schnee gefallen, ging ich wiederum in den Wald auf den Anstand. Diesmal rechnete ich auf Erfolg, zumal ich einige Abende zuvor eine Anzahl Hasen beobachtet hatte.

Einige Stunden hatte ich auf meinem Posten verharret, doch schien mir auch heute das Glück nicht hold zu sein. Es war bitter kalt, betäubend und jähenmüthig machte ich mich auf den Heimweg.

Kaum war ich einige hundert Schritt gegangen, als ein sonderbares Klagegeschrei an mein Ohr drang. Erschrocken wandte ich meine Schritte dieser Richtung zu, wo die Klage töne sich immer lauter und schneller wiederholten.

Einige Minuten später war ich der betreffenden Stelle so nahe gekommen, daß ich in der Dunkelheit einen Gegenstand zu unterscheiden vermochte, welcher unter kläglichem Geschrei sich auf der Erde herumwälzte, zeitweise auch, einem Gummiball gleich, etwa einen Meter hoch auf und ab hüpfte. Je näher ich kam, desto rasender wurden die Schwingungen und lauter und kläglich das Schreien.

Mein Erschrecken wurde immer größer, ein unheimliches Gefühl beschlich mich, als ich sah, daß der Gegenstand keine Anstalten machte, Feriensgeld zu nehmen.

Da nun aber jedes Ding ein Ende haben muß, sagte auch ich den Entschluß, dieser sonderbaren Sache ein Ende zu machen. Schnell riß ich mein Gewehr von der Schulter, legte an, zielt und drückte los. Ein Blip, ein Knall, und unbeschreiblich war mein Empfinden, als das Ding nunmehr in langen Sägen davon flüchtete und zwischen den Bäumen verschwand.

Obwohl es mich reizte, dieser sonderbaren Erscheinung nachzuforschen, mußte ich meine Ungeduld zügeln. Die Dunkelheit nahm mehr und mehr zu, und mein Auge vermochte keinen Gegenstand zu unterscheiden. Ich merkte mir den Ort und den betreffenden Baum, unter welchem ich die Scene beobachtet hatte, und ging nach Hause.

Am andern Tage machte ich mich bereits in aller Frühe auf, nahm mein Gewehr auf die Schulter und eilte an den betreffenden Ort, um nunmehr der sonderbaren Sache auf den Grund zu kommen.

Am Ziel angelangt, fiel mir die stark beschädigte Rinde des Baumes auf, unter welchem ich die gestrige Scene beobachtet hatte. In dem aufgewühlten Schnee vermochte ich deutlich Abdrücke zu unterscheiden, welche von einem Hasen herrührten. Bei näherer Untersuchung fand ich auch, daß an dem Baum eine Drahtschlinge befestigt war, deren Ende fehlte.

Nun konnte ich mir den ganzen Zusammenhang leicht erklären. Meister Lampe war in eine ihm gelegte Schlinge geraten, und wiederum hatte ich durch mein Tapferkeitsvermögen, und durch meine unnaheabsehbare Kunstfertigkeit im Schießen, einen armen Lampe aus den Klauen des Todes errettet.

Obwohl diese Heldthat recht groß gewesen sein mag, beschloß ich doch darüber gegen Jedermann zu schweigen. Hatte ich doch schon unter den Folgen meiner ersten That zu leiden.

Innerlich meine eigenartige Kunstfertigkeit verwührend, verließ ich den Thawort und schlenderte gedankenlos weiter.

Auf einmal stieg ich. Ein Haß kam direkt auf mich zugelaufen, pflanzte sich etwa fünfzehn Schritt von mir entfernt auf und betrachtete mich mit seinen Glotzaugen, offenbar meine Räbe nicht witternd.

In der Angst, den Hasen zu verdrängen, wagte ich nicht, mich zu bewegen. Mein Gewehr hielt ich unter dem Arm. Behutsam, ohne meine Stellung zu ändern, richtete ich den Gewehrlauf auf den Hasen, suchte mit der linken Hand den Hahn zu fassen und drückte auf den Druck und gab, das Gewehr noch immer unter dem rechten Arm haltend Feuer.

Mein Vater kam lachend auf mich zu, reichte mir beide Hände und brach in die mir untergeordneten Worte aus: „Junge! Dieser Schuß war ein Meisterschuß, denn wahrlich ich sage Dir, nicht vielen guten Schützen wird es gelingen, einen gleichen Schuß zu thun!“

Wie alles Unerreichbare oder nicht Erreichte uns den Besitz desselben erst recht begehrenswürdig erscheinen läßt, und wir weder Gefahren noch Strapazen scheuen, um in den Besitz desselben zu gelangen, so erging es auch mir nach jenem verhängnisvollen Schuß.

Bei meinen Geschwistern und Bekannten wurde ich nach dieser Begebenheit oft der Zielpunkt verschiedener Redereien. Selbstredend trugen solche auch nicht wenig dazu bei, mein Verlangen nach nennenswerther Jagdbeute zu steigern.

Wochen waren vergangen, der Winter kam ins Land gezogen und doch immer waren meine Streifereien, die ich öfters auf Wild machte, resultatlos abgelaufen.

Eines Abends, es war Schnee gefallen, ging ich wiederum in den Wald auf den Anstand. Diesmal rechnete ich auf Erfolg, zumal ich einige Abende zuvor eine Anzahl Hasen beobachtet hatte.

Einige Stunden hatte ich auf meinem Posten verharret, doch schien mir auch heute das Glück nicht hold zu sein. Es war bitter kalt, betäubend und jähenmüthig machte ich mich auf den Heimweg.

Kaum war ich einige hundert Schritt gegangen, als ein sonderbares Klagegeschrei an mein Ohr drang. Erschrocken wandte ich meine Schritte dieser Richtung zu, wo die Klage töne sich immer lauter und schneller wiederholten.

Einige Minuten später war ich der betreffenden Stelle so nahe gekommen, daß ich in der Dunkelheit einen Gegenstand zu unterscheiden vermochte, welcher unter kläglichem Geschrei sich auf der Erde herumwälzte, zeitweise auch, einem Gummiball gleich, etwa einen Meter hoch auf und ab hüpfte. Je näher ich kam, desto rasender wurden die Schwingungen und lauter und kläglich das Schreien.

Mein Erschrecken wurde immer größer, ein unheimliches Gefühl beschlich mich, als ich sah, daß der Gegenstand keine Anstalten machte, Feriensgeld zu nehmen.

Da nun aber jedes Ding ein Ende haben muß, sagte auch ich den Entschluß, dieser sonderbaren Sache ein Ende zu machen. Schnell riß ich mein Gewehr von der Schulter, legte an, zielt und drückte los. Ein Blip, ein Knall, und unbeschreiblich war mein Empfinden, als das Ding nunmehr in langen Sägen davon flüchtete und zwischen den Bäumen verschwand.

Wie alle Menschen ihre Fehler und Schwächen haben, so haben auch alle Menschen einen mehr oder weniger entwickelten Sinn für diese oder jene Liebhaberei...

Vor allen anderen Liebhabereien, die auch meinen jugendlichen Sinn erfüllten, war ich am meisten für das Waidwerk besetzt.

Schon in meinem fünfzehnten Lebensjahre war ich in der Schießkunst soweit vorgeschritten, daß ich beim Schießen nach der Scheibe auf zwanzig Schritt Distanz mit einer Ladung Bogendunst stets hieher das Centrum fehlte.

Von Spaten und Krähen war ich sehr gefürchtet. Von letzteren ist es mir zwar niemals gelungen, ein Exemplar zu erlangen, doch tröste ich mich, wußte ich ja doch, daß Krähen Pulver riechen.

An meinem sechszehnten Geburtstag hatte mir mein Vater ein neues Gewehr zum Geschenk gemacht und zwar in Gestalt eines Vorderladers vom besten Kaliber.

Ich hatte mir vorgenommen, den ersten Schuß aus meinem neuen Gewehr bereits an meinem Wiesenfeste zu thun und gleichzeitig einen selbstverlegten Hasen zur Feier des Tages zu beschaffen. Da jedoch die Hasen nicht zum Vorschein kamen, so mußte ich mich mit einem selbstverlegten Hasen zu verhalten.

Ich hatte vor etwa einem Jahre das Glück gehabt, einen Junghasen einzufangen, welchen ich in einem abgeschlossenen Raum mit Stroh und Säben verpflegte. Zu meiner Freude konnte ich bald beobachten, wie Meister Lampe sich von Tag zu Tag immer mehr entwickelte.

Zu diesem Zweck ergriß ich ihn, befestigte eine längere Schnur um seinen Hals, brachte ihn ins Freie und band ihn alsdann an einem Baum fest.

Nachdem ich mein Gewehr herbeigebracht und mit einer harten Ladung Schrot und Pulver versehen hatte, stellte ich mich auf zehn Schritt Distanz überhört hin und — Gewehr, nun thue deine Schuldigkeit, mit diesem Schuß sollst du meinen armen Lampe aus seiner schmachtvollen Gefangenschaft befreien.

Auf einmal stieg ich. Ein Haß kam direkt auf mich zugelaufen, pflanzte sich etwa fünfzehn Schritt von mir entfernt auf und betrachtete mich mit seinen Glotzaugen, offenbar meine Räbe nicht witternd.

In der Angst, den Hasen zu verdrängen, wagte ich nicht, mich zu bewegen. Mein Gewehr hielt ich unter dem Arm. Behutsam, ohne meine Stellung zu ändern, richtete ich den Gewehrlauf auf den Hasen, suchte mit der linken Hand den Hahn zu fassen und drückte auf den Druck und gab, das Gewehr noch immer unter dem rechten Arm haltend Feuer.

Mein Vater kam lachend auf mich zu, reichte mir beide Hände und brach in die mir untergeordneten Worte aus: „Junge! Dieser Schuß war ein Meisterschuß, denn wahrlich ich sage Dir, nicht vielen guten Schützen wird es gelingen, einen gleichen Schuß zu thun!“

Wie alles Unerreichbare oder nicht Erreichte uns den Besitz desselben erst recht begehrenswürdig erscheinen läßt, und wir weder Gefahren noch Strapazen scheuen, um in den Besitz desselben zu gelangen, so erging es auch mir nach jenem verhängnisvollen Schuß.

Bei meinen Geschwistern und Bekannten wurde ich nach dieser Begebenheit oft der Zielpunkt verschiedener Redereien. Selbstredend trugen solche auch nicht wenig dazu bei, mein Verlangen nach nennenswerther Jagdbeute zu steigern.

Wochen waren vergangen, der Winter kam ins Land gezogen und doch immer waren meine Streifereien, die ich öfters auf Wild machte, resultatlos abgelaufen.

Eines Abends, es war Schnee gefallen, ging ich wiederum in den Wald auf den Anstand. Diesmal rechnete ich auf Erfolg, zumal ich einige Abende zuvor eine Anzahl Hasen beobachtet hatte.

Einige Stunden hatte ich auf meinem Posten verharret, doch schien mir auch heute das Glück nicht hold zu sein. Es war bitter kalt, betäubend und jähenmüthig machte ich mich auf den Heimweg.

Kaum war ich einige hundert Schritt gegangen, als ein sonderbares Klagegeschrei an mein Ohr drang. Erschrocken wandte ich meine Schritte dieser Richtung zu, wo die Klage töne sich immer lauter und schneller wiederholten.

Einige Minuten später war ich der betreffenden Stelle so nahe gekommen, daß ich in der Dunkelheit einen Gegenstand zu unterscheiden vermochte, welcher unter kläglichem Geschrei sich auf der Erde herumwälzte, zeitweise auch, einem Gummiball gleich, etwa einen Meter hoch auf und ab hüpfte. Je näher ich kam, desto rasender wurden die Schwingungen und lauter und kläglich das Schreien.

Wie alle Menschen ihre Fehler und Schwächen haben, so haben auch alle Menschen einen mehr oder weniger entwickelten Sinn für diese oder jene Liebhaberei...

Vor allen anderen Liebhabereien, die auch meinen jugendlichen Sinn erfüllten, war ich am meisten für das Waidwerk besetzt.

Schon in meinem fünfzehnten Lebensjahre war ich in der Schießkunst soweit vorgeschritten, daß ich beim Schießen nach der Scheibe auf zwanzig Schritt Distanz mit einer Ladung Bogendunst stets hieher das Centrum fehlte.

Von Spaten und Krähen war ich sehr gefürchtet. Von letzteren ist es mir zwar niemals gelungen, ein Exemplar zu erlangen, doch tröste ich mich, wußte ich ja doch, daß Krähen Pulver riechen.

An meinem sechszehnten Geburtstag hatte mir mein Vater ein neues Gewehr zum Geschenk gemacht und zwar in Gestalt eines Vorderladers vom besten Kaliber.

Ich hatte mir vorgenommen, den ersten Schuß aus meinem neuen Gewehr bereits an meinem Wiesenfeste zu thun und gleichzeitig einen selbstverlegten Hasen zur Feier des Tages zu beschaffen. Da jedoch die Hasen nicht zum Vorschein kamen, so mußte ich mich mit einem selbstverlegten Hasen zu verhalten.

Ich hatte vor etwa einem Jahre das Glück gehabt, einen Junghasen einzufangen, welchen ich in einem abgeschlossenen Raum mit Stroh und Säben verpflegte. Zu meiner Freude konnte ich bald beobachten, wie Meister Lampe sich von Tag zu Tag immer mehr entwickelte.

Zu diesem Zweck ergriß ich ihn, befestigte eine längere Schnur um seinen Hals, brachte ihn ins Freie und band ihn alsdann an einem Baum fest.

Nachdem ich mein Gewehr herbeigebracht und mit einer harten Ladung Schrot und Pulver versehen hatte, stellte ich mich auf zehn Schritt Distanz überhört hin und — Gewehr, nun thue deine Schuldigkeit, mit diesem Schuß sollst du meinen armen Lampe aus seiner schmachtvollen Gefangenschaft befreien.

Auf einmal stieg ich. Ein Haß kam direkt auf mich zugelaufen, pflanzte sich etwa fünfzehn Schritt von mir entfernt auf und betrachtete mich mit seinen Glotzaugen, offenbar meine Räbe nicht witternd.

In der Angst, den Hasen zu verdrängen, wagte ich nicht, mich zu bewegen. Mein Gewehr hielt ich unter dem Arm. Behutsam, ohne meine Stellung zu ändern, richtete ich den Gewehrlauf auf den Hasen, suchte mit der linken Hand den Hahn zu fassen und drückte auf den Druck und gab, das Gewehr noch immer unter dem rechten Arm haltend Feuer.

Mein Vater kam lachend auf mich zu, reichte mir beide Hände und brach in die mir untergeordneten Worte aus: „Junge! Dieser Schuß war ein Meisterschuß, denn wahrlich ich sage Dir, nicht vielen guten Schützen wird es gelingen, einen gleichen Schuß zu thun!“

Wie alles Unerreichbare oder nicht Erreichte uns den Besitz desselben erst recht begehrenswürdig erscheinen läßt, und wir weder Gefahren noch Strapazen scheuen, um in den Besitz desselben zu gelangen, so erging es auch mir nach jenem verhängnisvollen Schuß.

Bei meinen Geschwistern und Bekannten wurde ich nach dieser Begebenheit oft der Zielpunkt verschiedener Redereien. Selbstredend trugen solche auch nicht wenig dazu bei, mein Verlangen nach nennenswerther Jagdbeute zu steigern.

Wochen waren vergangen, der Winter kam ins Land gezogen und doch immer waren meine Streifereien, die ich öfters auf Wild machte, resultatlos abgelaufen.

Eines Abends, es war Schnee gefallen, ging ich wiederum in den Wald auf den Anstand. Diesmal rechnete ich auf Erfolg, zumal ich einige Abende zuvor eine Anzahl Hasen beobachtet hatte.

Einige Stunden hatte ich auf meinem Posten verharret, doch schien mir auch heute das Glück nicht hold zu sein. Es war bitter kalt, betäubend und jähenmüthig machte ich mich auf den Heimweg.

Kaum war ich einige hundert Schritt gegangen, als ein sonderbares Klagegeschrei an mein Ohr drang. Erschrocken wandte ich meine Schritte dieser Richtung zu, wo die Klage töne sich immer lauter und schneller wiederholten.

Einige Minuten später war ich der betreffenden Stelle so nahe gekommen, daß ich in der Dunkelheit einen Gegenstand zu unterscheiden vermochte, welcher unter kläglichem Geschrei sich auf der Erde herumwälzte, zeitweise auch, einem Gummiball gleich, etwa einen Meter hoch auf und ab hüpfte. Je näher ich kam, desto rasender wurden die Schwingungen und lauter und kläglich das Schreien.

Wie alle Menschen ihre Fehler und Schwächen haben, so haben auch alle Menschen einen mehr oder weniger entwickelten Sinn für diese oder jene Liebhaberei...

Vor allen anderen Liebhabereien, die auch meinen jugendlichen Sinn erfüllten, war ich am meisten für das Waidwerk besetzt.

Schon in meinem fünfzehnten Lebensjahre war ich in der Schießkunst soweit vorgeschritten, daß ich beim Schießen nach der Scheibe auf zwanzig Schritt Distanz mit einer Ladung Bogendunst stets hieher das Centrum fehlte.

Von Spaten und Krähen war ich sehr gefürchtet. Von letzteren ist es mir zwar niemals gelungen, ein Exemplar zu erlangen, doch tröste ich mich, wußte ich ja doch, daß Krähen Pulver riechen.

An meinem sechszehnten Geburtstag hatte mir mein Vater ein neues Gewehr zum Geschenk gemacht und zwar in Gestalt eines Vorderladers vom besten Kaliber.

Ich hatte mir vorgenommen, den ersten Schuß aus meinem neuen Gewehr bereits an meinem Wiesenfeste zu thun und gleichzeitig einen selbstverlegten Hasen zur Feier des Tages zu beschaffen. Da jedoch die Hasen nicht zum Vorschein kamen, so mußte ich mich mit einem selbstverlegten Hasen zu verhalten.

Ich hatte vor etwa einem Jahre das Glück gehabt, einen Junghasen einzufangen, welchen ich in einem abgeschlossenen Raum mit Stroh und Säben verpflegte. Zu meiner Freude konnte ich bald beobachten, wie Meister Lampe sich von Tag zu Tag immer mehr entwickelte.

Zu diesem Zweck ergriß ich ihn, befestigte eine längere Schnur um seinen Hals, brachte ihn ins Freie und band ihn alsdann an einem Baum fest.

Nachdem ich mein Gewehr herbeigebracht und mit einer harten Ladung Schrot und Pulver versehen hatte, stellte ich mich auf zehn Schritt Distanz überhört hin und — Gewehr, nun thue deine Schuldigkeit, mit diesem Schuß sollst du meinen armen Lampe aus seiner schmachtvollen Gefangenschaft befreien.

Auf einmal stieg ich. Ein Haß kam direkt auf mich zugelaufen, pflanzte sich etwa fünfzehn Schritt von mir entfernt auf und betrachtete mich mit seinen Glotzaugen, offenbar meine Räbe nicht witternd.

In der Angst, den Hasen zu verdrängen, wagte ich nicht, mich zu bewegen. Mein Gewehr hielt ich unter dem Arm. Behutsam, ohne meine Stellung zu ändern, richtete ich den Gewehrlauf auf den Hasen, suchte mit der linken Hand den Hahn zu fassen und drückte auf den Druck und gab, das Gewehr noch immer unter dem rechten Arm haltend Feuer.

Mein Vater kam lachend auf mich zu, reichte mir beide Hände und brach in die mir untergeordneten Worte aus: „Junge! Dieser Schuß war ein Meisterschuß, denn wahrlich ich sage Dir, nicht vielen guten Schützen wird es gelingen, einen gleichen Schuß zu thun!“

Wie alles Unerreichbare oder nicht Erreichte uns den Besitz desselben erst recht begehrenswürdig erscheinen läßt, und wir weder Gefahren noch Strapazen scheuen, um in den Besitz desselben zu gelangen, so erging es auch mir nach jenem verhängnisvollen Schuß.

Bei meinen Geschwistern und Bekannten wurde ich nach dieser Begebenheit oft der Zielpunkt verschiedener Redereien. Selbstredend trugen solche auch nicht wenig dazu bei, mein Verlangen nach nennenswerther Jagdbeute zu steigern.

Wochen waren vergangen, der Winter kam ins Land gezogen und doch immer waren meine Streifereien, die ich öfters auf Wild machte, resultatlos abgelaufen.

Eines Abends, es war Schnee gefallen, ging ich wiederum in den Wald auf den Anstand. Diesmal rechnete ich auf Erfolg, zumal ich einige Abende zuvor eine Anzahl Hasen beobachtet hatte.

Einige Stunden hatte ich auf meinem Posten verharret, doch schien mir auch heute das Glück nicht hold zu sein. Es war bitter kalt, betäubend und jähenmüthig machte ich mich auf den Heimweg.

Kaum war ich einige hundert Schritt gegangen, als ein sonderbares Klagegeschrei an mein Ohr drang. Erschrocken wandte ich meine Schritte dieser Richtung zu, wo die Klage töne sich immer lauter und schneller wiederholten.

Einige Minuten später war ich der betreffenden Stelle so nahe gekommen, daß ich in der Dunkelheit einen Gegenstand zu unterscheiden vermochte, welcher unter kläglichem Geschrei sich auf der Erde herumwälzte, zeitweise auch, einem Gummiball gleich, etwa einen Meter hoch auf und ab hüpfte. Je näher ich kam, desto rasender wurden die Schwingungen und lauter und kläglich das Schreien.

Das Ende eines Romans.

Von den Aufzeichnungen einer Witwe.

Ich lernte Reinhold Lobe auf dem Kasino kennen. Er war damals einundzwanzig Jahre alt, ein schlanker, eleganter Mensch; mir erschien er als der schönste, den die Erde tragen könne. Kaum hatte er mich zu einem Walzer engagiert und die ersten zehn Worte mit seiner langvollen Stimme zu mir gesprochen, so war auch meine ganze Seele in ihm. Ich weiß und fühle schon in der ersten Stunde unserer Begegnung, daß ich die jungen Mädchen auf dem Kasino nicht um die Huldigungen werden lassen, die Reinhold mir zu Theil werden ließ. Er sprach gewandt und gewählt und langte wunderdroll.

„Wer ist er denn?“ fragte meine anwesende Mutter, als ich ihr nach dem Lange mein Entschluß nicht zu verhehlen vermochte, etwas mißtrauisch. „Er hat die Manieren eines jungen Lebemanns, also muß er nach seinen Verhältnissen doch auch die Mittel dazu haben.“

Sie rühte nicht eher, als bis sie Näheres über ihn erfahren hatte. Reinhold war als Volontair in das erste Bankiergeschäft der Stadt eingetreten; er sei der Sohn einer wohlhabenden Familie, die irgendwo ein Landgut besaß. Was kümmerte all das mich? Ich sah nur die Person mit ihrem offenkundigen gesellschaftlichen Vorwärtsein und war so hingekifert, daß ich nur die Stimme meines Herzens hörte. Die erste Liebe hatte mich erfaßt mit all ihrem Zauber, mit ihrer göttlichen oder dämonischen Gewalt. Aber je freundlicher Reinhold im Laufe des Abends mit mir sprach und je mehr er mich an anderen Mädchen vorzog, desto mißtrauischer zeigte sich meine Mutter, nur am Schlusse des Balles warnte sie mich vor allen Folgen meiner Unerfahrenheit.

„Ich habe nichts dagegen,“ sagte sie, „daß ein junger Mann eine Dame in sein Herz einschließt, aber erst muß er doch etwas sein, ehe er ihr den Hof machen darf.“

Zum ersten Male regte sich in mir der Gedanke der Aufsehung gegen das, was ich für Egoismus und vorgeräthene Meinung hielt. Was hatte denn der junge Mann Unrechtes gethan? Absolut gar Nichts! Er hatte mich gebeten, ihm Gelegenheit zu einem Wiedersehen zu geben, und da meine Eltern nur warnten, ohne dem Gefühl das Geringsste einzuräumen, so sah ich Reinhold heimlich und zwar öfter, bis es doch offenbar wurde. Da behandelte man mich wie eine große Verdräckerin. Ich konnte mich nicht mehr frei bewegen. Immer hatte ich Begeleitung, immer wurde ich bemerkt. Mein Vater hatte ausgedrückt, daß Reinhold Lobe keineswegs eine reiche Familie habe. Nur eine Mutter und Schwester besaße er noch und zwar nicht in glänzenden Verhältnissen; es schein, als wenn der junge Mann, der so glänzend auftrat, diese beiden ansäube.

„Unterlieh Dich nicht, nach irgend welche Verbindungen mit solchen gefährlichen Menschen zu unterhalten!“ sagte meine Mutter.

Warum sollte denn Reinhold ein gefährlicher Mensch sein? Man that ihm Unrecht, das war meine feste Ueberzeugung. Man verurtheilte ihn, mir erschien er strahlend hell. Ich war und blieb verzaubert, und er wurde in die Opposition förmlich hineingedrängt. Da er mich weder in Gesellschaft, noch Abends sehen konnte, verließ er einige Male das Geschäft zur Zeit der Arbeitsstunden, wodurch er sich Unzufriedenheit seines Prinzipals zog. Das war der erste Stein, den man ihm in den Weg schleuderte.

Eines Tages kündigte mir mein Vater plötzlich an, daß er mich zu seinem Bruder, einem Landwirthe in Opreußen bringen wolle, dort solle ich die „Wirtschaft“ lernen. Man wollte mich weglocken und ich mußte gehorchen. Aber vorher fand ich noch Gelegenheit, Reinhold zu sehen und ihm meine Absicht mitzutheilen. Wir verabredeten, uns oft zu schreiben. Als ich von ihm Abschied nehmen mußte, zerfloß ich in Thränen.

In meinem neuen Aufenthaltsorte erhielt ich nur einen Brief von Reinhold aus der alten Heimat, dann waren seine Briefe aus Wien datirt, wohin er gegangen war.

Ich hatte darauf das große Unglück, daß mein Vater starb. Nach der Bestattung kehrte ich zum Onkel zurück.

Reinhold Lobe hatte ihn nun doch erreicht, das Gewehr das ihm die Freiheit gab, hatte ihm nun auch den Tod gegeben.

Mein Gewehr war vollständig unbrauchbar geworden. Doch hatte es ja keine Schuldigkeit gethan, gab es mir doch den ersten Haken.

Die Folge war, daß Onkel mir die Galkfreundschaft aufkündigte. Ich ging wieder zu meiner Mutter. Hier fand ich die Verhältnisse nicht mehr so günstig wie zu Zeiten des Vaters; es waren Schulden vorhanden gewesen, die hätten bezahlt werden müssen und es war wenig übrig geblieben.

Die erste Liebe behauptete trotz allem ihr Recht. — Reinhold Lobe erschien eines Tages wieder und bat nun um meine Hand, und meine Mutter gab den Kampf auf. Ich wurde, mit einer nur dürftigen Ausstattung, Reinhold's Frau und nach Ablauf von zwei Monaten — so lange dauerte es bis zur Erledigung aller Formalitäten — zog ich mit ihm nach Wien. Der Aufenthalt in meiner Heimat hatte ihm viel Geld gekostet und er hatte keine Stellung mehr. Indes fand er endlich wieder eine solche; nur war er, wie er mir eine Zeit lang zu verhehlen gesucht hatte, in Schulden gerathen. Ich suchte durch Sparsamkeit auf allmähliche Verbesserung unserer Lage hinzuwirken und durch jede Verrücktheit meiner Liebe den mir so theuren Mann in glückliche Stimmung zu versetzen. Im meinethum, um seiner Treue willen war er ja in diese Lage gerathen! Das Ginzige, was ich an ihm hätte aussetzen können, war sein Hang zu einem gewissen Kurus, er war nicht an Entbehrungen gewöhnt und lebte gern auf dem Fuße wohlhabender Leute.

Die Waage unserer Schicksals schwante hin und her, es ging schlechter und besser. Reinhold erhielt eine neue Anstellung bei einem Bankier in Temesvár, der ihn seines Vertrauens würdigte. Wir hatten ein Söhnchen, das den Namen meines Lebens ausmachte. Oft unternahm wir Ausflüge in die nähere und weitere Umgebungen der Stadt und freuten uns an der Freude unserer Kleinen. Es entsang mir jedoch nicht, daß Reinhold nicht selten Anfälle von Verstimmung hatte; mit finsterner Stirne kehrte er aus dem Geschäft heim und es bedrückte mich, daß ich den Grund seiner Unzufriedenheit nicht erfahren konnte.

Ich suchte diesen in mir selbst und in einer Veränderung der Rechnung Reinhold's und obgleich ich bestrebt war, meine Liebe zu verdoppeln, erfüllte mich die Besorgniß, daß eine Zeit kommen konnte, wo ich Reinhold nicht mehr glücklich zu machen vermöchte, doch mit Wehmuth und Angst.

Als die großen Bankierbankrotte in Deutschland ausbrach, fiel Reinhold's Antheil in einer Weise, die mich peinigte. Einmal kam er Mittags mit ganz verärrtem Gesicht nach